

# Brief eines Arbeiters

Autor(en): **Matthieu, J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **5 (1911)**

Heft 4

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-132494>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

nie dazu gekommen wären, über große Lebensfragen auf ernste Weise reden hörten und zum Nachdenken gezwungen wurden. Es ist damit ein Impuls gegeben worden, der hoffentlich fortwirken wird und der von Motts Person unabhängig ist.

Das scheint mir auch die wesentliche Bedeutung seines Auftretens zu sein, daß er uns auf eine große und dringende Aufgabe hingewiesen hat. Unser Studentenleben bedarf einer Reformation „an Haupt und Gliedern.“ Es muß ein neues Ethos hineinkommen, es müssen insbesondere Mittel und Wege gesucht werden, die großen Lebensfragen und Lebensaufgaben aus der Peripherie des akademischen Lebens in seinen Mittelpunkt zu rücken. Mott arbeitet dafür auf seine Weise. Sie ist gut, aber nicht genügend. Sie allein löst das Problem nicht. Es muß weiter im Auge behalten und noch anders angefaßt werden. Der Aufsatz von Herrn E. L. hat aber das besondere Verdienst, uns zu zeigen, wie geistig lebendige Studenten es empfinden. L. H.

## Brief eines Arbeiters.

Vor zwei Jahren lernte ich im deutschen Arbeiterverein in Paris einen jungen Mechaniker kennen, der mir gleich Sympathie und Vertrauen einflößte. Bei näherer Bekanntschaft gesellte sich hiezu eine tiefe Achtung vor einer Persönlichkeit, die die Kennzeichen eines wahrhaft großen Charakters an sich trug. Vornehmheit im Verkehr, eine kaltblütige Energie, die jede Phrase von sich weist, sich dafür aber nötigenfalls zum Heroismus steigern kann — das war ihm eigen. Ich konnte ferner beobachten — er präsiidierte damals im Verein — wie er verstand, schwierige Lagen zu beherrschen, den Sinn auf die Hauptsache zu richten und, wenn es die von ihm vertretene Sache galt, mit jedem Gedanken an das eigene Wohl und Weh aufzuräumen.

Ein so geschlossener Charakter bei einem noch jungen Mann war mir ein Rätsel, zumal einzelne Zeichen mehr auf etwas Errungenes als auf eine glückliche Naturanlage schließen ließen. Vor einiger Zeit sandte ich ihm meinen in den Neuen Wegen erschienenen Aufsatz „Aus der Tiefe“ und erhielt, was ich bei seiner sonstigen Verschlossenheit nie erwartet hätte, eine ausführliche Seelenbeichte.

Die Schilderung der Seelenkämpfe eines Holes und Loß hatten ihn veranlaßt, sich über seine eigenen seelischen Kämpfe Rechnung abzulegen. Er hofft, aus der Beschreibung seiner Entwicklung gehe hervor, was für eine charakterbildende Macht die Arbeiterbewegung ist, und so läßt er die ihm sonst eigene Reserve beiseite. Von seiner Erlaubnis, das mir anvertraute Material in der Art zu verwenden, die ich für richtig halte, mache ich Gebrauch, indem ich den Brief meines Freundes in den Neuen Wegen veröffentliche. Ich lasse nur, was allzu persön-

lichen Charakter trägt oder gemeinsame Bekannte angeht, beiseite. Ich glaube, daß dieses Dokument der seelischen Not des Proletariats und der hohen erzieherischen Macht der kämpfenden und ringenden Arbeiterbewegung bei den Lesern der Neuen Wege auf tiefes Verständnis rechnen kann.

J. Matthieu.

„ . . . . Dringende Arbeiten verhinderten mich bisher, mein Versprechen einzulösen, und ich fürchte, auch heute nicht alles zu Papier bringen zu können, was ich Ihnen mitteilen möchte. Wie bald ist die Mitternacht herangenacht, und morgen heißt es: zur gewohnten Stunde wieder an der Arbeit sein. Auch ein Stückchen Tiefenleid, das eigentlich keines ist und dennoch jedesmal als solches empfunden wird. O wie oft habe ich nicht schon im besten Zuge die Feder weglegen müssen, weil die unerbittlichen Zeiger schon bedenklich auf die Morgenstunden hinwiesen, und es fast wie mahnend — oder drohend — aus dem Tick-Tack der Uhr erklang: Um 7 Uhr mußt du wieder an der Werkbank stehen. Und am nächsten Abend vielleicht eine Sitzung, Versammlung und am andern Abend auch noch und am dritten irgendwelche Verwaltungsangelegenheiten zu erledigen und dann wieder einmal ein freier Abend, wo man über dem Schreiben einnickt vor Müdigkeit und Abspannung infolge der durchwachten Nächte. Da geht dann die Lust zum Schaffen verloren, und die freudig und schwungvoll angefangene Arbeit wird schließlich mit vieler Mühe beendet, unzusammenhängend oft, angeflücht, vielmals einem ganz anderen Faden folgend als dem anfänglich aufgerollten. Wie oft mögen nicht die Arbeiterautoren, die Sie in Ihrem Schriftchen anführen, die gleichen Erfahrungen gemacht haben. Wie oft mag nicht unter deren Einwirkung ein hartes Wort, ein bitterer Gedanke der Feder entfloßen sein. Denn Sie haben Recht, wenn Sie anführen, daß die Leiden der Tiefenmenschen viel weniger der eigentlichen realen Not entspringen als den ungestillten geistigen Bedürfnissen, dem Durst und Hunger der Psyche nach Klarheit und Erkenntnis, Wissen und Forschen — oder nach einem tröstenden Glauben. Mit Absicht trenne ich diese Verlangen der Seele in jene zwei Gruppen, und auf diese Trennung werde ich noch Gelegenheit haben, näher einzugehen.

Der Weg von den Höhen der Gesellschaft zu deren Tiefen ist wie ein Schacht, der mit Widerhaken besetzt ist. Wer sich willenlos hinabgleiten läßt, der spürt sie gar nicht. Wer dort unten in dumpfer Resignation oder in ahnungsloser Gleichgültigkeit, willenlos, hoffnungslos, zornlos nur seinen physischen Hunger zu stillen, nur seine körperliche Blöße zu bedecken sucht, ohne sich aufzurichten, ohne aufzuschauen, der wird nichts wissen von der Existenz jener Widerhaken. Wehe aber dem, der es unternimmt, dem Lichte zuzustreben, das dort am Ende des Schachtes verheißungsvoll leuchtet. Bei jedem Schritt jenem Lichte entgegen, bei jeder Bewegung werden sie eindringen in sein Fleisch, werden sie seinen armen Körper zerfetzen. Und je ungestümer er aufwärts dringt, um so schmerzhafter werden sie sich ihm zum Bewußtsein

bringen. Und sehr schlau und gewandt müßte der sein, der sich an diesen Hacken vorüberschlingeln will, oder stark, stark, sehr stark, wollte er, unbekümmert der erhaltenen Wunden seinen Weg fortsetzen, dem Licht entgegen. Nur wenige erreichen es, besonders von den Starken.

Eine Beobachtung glaube ich in Ihrem Aufsatz bestätigt zu finden, die ich an mir persönlich und in meinem Bekanntenkreise gemacht habe. Den Einfluß eines durchaus eigenen, persönlichen Kummers, Schmerzes meine ich. Ein Einfluß, der dem Individuum die Schwere des auf ihm lastenden Druckes in sehr verstärktem Maße fühlbar macht, das Gefühl der Haltlosigkeit, das Gefühl, ausgestoßen, rechtlos zu sein, in seiner ganzen Bitterkeit erweckt und nur gar zu oft — um nicht zu sagen: immer — die Verzweiflung, die Hoffnungslosigkeit auslöst . . .

. . . Auch ich machte eine Periode solcher grenzenlosen Niedergeschlagenheit, Bitterkeit, Hoffnungslosigkeit durch. Meine ganze Tätigkeit für die Sache der Unterdrückten und somit für meine eigene Befreiung schien mir so töricht, so ziellos, so auf wissenschaftlicher Selbsttäuschung beruhend, daß ich am liebsten alles aufgegeben, den Kampf ganz eingestellt hätte. Unübersteigbar schienen mir auf einmal die Hindernisse, die uns eine feindliche Gesellschaft immer und von neuem und von allen Seiten in den Weg rollt.

. . . Wenn je der Sozialismus einen Menschen — oder doch dessen Charakter — geformt hat, so kann ich dies von mir behaupten.

In der ersten eigentlichen Entwicklungsperiode meiner Kindheit (von zwei bis fünf Jahren) in der Obhut meiner Großeltern — Tagelöhnerleuten auf einem Gute in Posen streng religiös erzogen, brachte ich diese Erziehung nach meiner Rückkehr auch ins Vaterhaus und später auch in die Schule mit. Mein Vater, schon längst Sozialist geworden, enthielt sich jeglicher Einwirkung in antireligiöser Hinsicht auf mein junges Gemüt, und meine zweite Mutter, obwohl nicht strenggläubig, war doch Gewohnheitschristin genug, um das Werk meiner Großeltern, wenn auch in abgeschwächtem Maße, fortzusetzen. So lernte ich meine Kirchenlieder und Bibelsprüche gewissenhaft, kannte meine zehn Gebote auswendig wie am Schnürchen und war mit einer der Besten im Erzählen der biblischen Geschichten. In eine Kirche allerdings kam ich sehr selten. All das hinderte aber nicht, daß ich mir das Lügen angewöhnte und bis in mein 12. oder 13. Lebensjahr ein unverbesserlicher Lügner war. Wie viele Schläge habe ich nicht deswegen erhalten, die ohne jeglichen Einfluß blieben. Ja, obschon ich das siebente Gebot sehr wohl im Kopfe hatte, stattete ich doch der Börse meiner Mutter zeitweilige Besuche ab. Allerdings nur 5 Pfg. = oder 10 Pfg.-Stücke waren es, die auf diese Weise den Weg in meine Tasche fanden, und mein Muttmchen weiß noch heute nichts davon. Durch den „Vorwärts“ aber, den mein Vater abonniert hatte, durch die Bücher und Schriften, die er mit nach Hause brachte, wurde ich



mit der sozialistischen Idee bekannt. Von einer unheilbaren Lesewut besessen, die mir keinen Fezzen bedruckten oder beschriebenen Papiers ungelesen durch die Finger gehen ließ, verschlang ich alles, was Vater mitbrachte, ohne natürlich anfänglich viel davon zu verstehen. In dem Maße aber, wie ich das Durcheinander sichten lernte, in dem sich das Ziel dieser Idee immer klarer und scharfumrissener aus nebelhaftem Schleier heraus hob, vollzog sich eine Umwandlung in mir. Wohl den Glauben verlor ich; die Erlernung meines religiösen Schulpensums wurde zur leeren Formel für mich. Nichts jedoch konnte mich mehr empören, als wenn meine Schulkameraden in verächtlichen oder gemeinen Ausdrücken über die Religion herzogen. Ich wußte, daß sie nur gehörtes nachplapperten, von dessen Wahrheit oder Unwahrheit sie gar nichts wußten. Sie waren meiner Ansicht nach gerade so religiös aus Unwissenheit, wie ich antireligiös aus Ueberzeugung war. Jene logen, wenn sie sich mit ihrem Unglauben brüsteten, und diese Einsicht war es, die mir das Häßliche der Lüge zu Gemüte führte. Ich bemühte mich, dieses Laster abzustreifen. Leicht wurde mir das nicht, und erst als ich in späteren Jahren als Lehrling, und dann als Geselle selber ein aktiver Apostel der sozialistischen Lehre wurde, habe ich es überwunden. Ein ertappter Lügner ist der allgemeinen und berechtigten Verachtung anheimgegeben, so sagte ich mir, und als Verfechter einer so hehren, großen Idee mußt du rein dastehen, damit dies leuchtende Bild nicht mit dir zusammen in den Schmutz gezogen werden kann. Diese Ueberlegung wurde mir auch zur Richtschnur in vielen andern Beziehungen. Von Natur aus wenn auch nicht feige, so doch nicht mit einem Uebermaß von Mut und Charakterfestigkeit ausgestattet (vielleicht hat meine erste Erziehung die Entwicklung derselben verhindert), gab mir im späteren Leben nur der Gedanke an mein Ideal die nötige moralische Kraft und Widerstandsfähigkeit. Meine persönlichen Forderungen habe ich meinen Arbeitgebern gegenüber noch stets sehr schlecht zu vertreten gewußt. Galt es aber, die allgemeine Sache zu vertreten, dann appellierten die Kameraden niemals umsonst an mich. —

Dies Gefühl, einer großen und gerechten Sache zu dienen, gab mir auch die Fähigkeit, duldsam zu sein gegen Andersgläubige, das Kleinliche, das Bigotte zu hassen, ob es sich nun im eigenen Lager breit machte oder in den gegnerischen Reihen, die wahrhafte Größe und Ueberzeugung aber zu achten, auch beim unverföhnlichsten Feinde.

Sehen Sie, und mit diesem Ideal im Herzen entging ich dennoch nicht dieser Krise der Verzweiflung, die mich in ohnmächtiger Wut an die vermeintlichen Ketten rütteln ließ, mit denen ich mich an die Tiefe geschmiedet sah. Und die Veranlassung: Ein innerer, durchaus persönlicher Konflikt zwischen Liebe und vermeintlichem Pflichtgefühl, der mich sogar zu einer Trennung von derjenigen führte, die heute meine Lebensgefährtin geworden ist. Eine Trennung, welche übrigens die erwartete Beruhigung dieses inneren Konfliktes nicht brachte, denselben

im Gegenteil noch verschärft. Wie ich schon weiter vorn ausführte, die Mißstimmung, der Zweifel, hatten mir sogar jede Freude an der so lieb gewordenen Betätigung für die Sache des Proletariats genommen. Am liebsten hätte ich alles von mir geworfen; aber ich brauchte Arbeit, viel Arbeit, um mich zu betäuben, um Vergessenheit zu suchen, um nichts Schlimmes anzustellen. Wie früher als Kind, so wurde ich damals — zwei Jahre sind es jetzt gerade her — schwankend und unentschlossen. In der damaligen Stimmung hätte ich dasselbe geschrieben, was \*\*\* Ihnen als Ausdruck seiner seelischen Empfindungen mitteilte. Was mir aus den Sentenzen eines Lok, eines Holec entgegenklingt, das fühlte ich damals, und deshalb glaubte ich, Sie auf den Einfluß solcher individuellen Störungen des seelischen Gleichgewichts aufmerksam machen zu sollen. Ich sage nicht, daß mein Fall durchaus typisch ist oder sein sollte. Die Tiefenmenschen jedoch, die den auf ihnen lastenden Druck am meisten empfinden, sind die stark sensibel veranlagten. Diese Sensibilität aber wird durch solche individuellen Konflikte aufs Tiefste beeinflusst. Das Vorhandensein solcher Konflikte und ihre fast gleichen Folgeerscheinungen beim Genossen \*\*\*, bei meinem Freunde und bei mir lassen mich eben auf ähnliche Ursachen bei Ihren übrigen Gewährsmännern schließen. Vielleicht wenden Sie dieser Seite der Frage einmal eine größere Aufmerksamkeit zu.

Nun schulde ich Ihnen aber noch eine Aufklärung über meine „Heilung“; denn ich bin zur Zeit geheilt, genau so arbeitseifrig und freudig als früher, oder noch mehr, der Zukunft mit Vertrauen entgegenschauend. Hier in kurzen Worten die Lösung. Zur Zeit des Höhepunktes meiner Krise bekam ich eine Arbeit des Poeten Maurice Bouchor in die Hände, betitelt «Il faut mourir». Wenn Sie dieses Poem noch nicht kennen sollten, so lesen Sie es. Es ist ein Hohes Lied der menschlichen Solidarität, ein überzeugender Beweis, daß einem Ideal dienen nicht heißt, es in uferlosen Fernen zu suchen, sondern daß man es aufbauen helfen muß, Stein für Stein. Kein Mensch hat das Recht, die Mühen und Gefahren, die damit verbunden, zu scheuen. Jeder hat seinen Anteil an dem gemeinsamen Elend, an den gemeinsamen Sorgen auf sich zu nehmen, um das Recht auf seinen Anteil der Freuden und Genüsse zu haben. Diese Pflicht muß erfüllt werden, ganz gleich, ob ihr Anerkennung zuteil wird oder nicht. Die Entschädigung dafür ist der Gedanke, mitgearbeitet zu haben an der Erbauung des großen Palastes oben auf den lichten Höhen, der einst der gesamten Menschheit zur Wohnung dienen wird, wenn sie aus der dunklen Tiefe herausgestiegen sein wird.

Und ich hatte gerade versucht, den auf mich fallenden Anteil der Mühe und der Not abzuwälzen. Ich glaubte, gerade meinem Ideal besser dienen zu können, wenn ich von der Gründung einer Familie absehe, um mich sorgenloser und ungehinderter betätigen zu können. «Il faut mourir» erinnerte mich zur rechten Zeit, daß die Erfüllung einer menschlichen und sozialen Pflicht wichtiger ist, als

egoistisch auf dem Wolkenroß der Phantasie das gemeinsame Ideal vor allen andern in nebelhafter Ferne selbst erreichen zu wollen. — Glücklicherweise war das Herz, das ich rücksichtslos hatte opfern wollen, groß und edel genug, um mir meinen Fehltritt zu verzeihen, und heute sind wir glücklich und arbeiten gemeinsam am Bau der Zukunft.

So, nun will ich schließen. Sollten Sie mein Schreiben verwenden können als Studienobjekt, so sollte es mich sehr freuen. Verwenden Sie es, in welcher Form und in welcher Weise es Ihnen beliebt. —“

## Rundschau.

**K**irchliches. Wer gegenwärtig eine deutsche Kirchenzeitung zur Hand nimmt, findet die Spalten gefüllt mit Mitteilungen und Erörterungen über den Fall Fatho. Man hat ja schon früher hin und wieder von Maßregelung freigerichteter Pfarrer oder von Nichtbestätigung ihrer Wahl vernommen. Voriges Jahr wurde nun in der preussischen Landeskirche ein neues Verfahren für solche Fälle eingeführt; der Verhandlung wegen Irrlehre wurde der entehrende Charakter der Disziplinaruntersuchung genommen und auch sonst einige Härten und Willkürlichkeiten beseitigt. Ein eigenes „Spruchkollegium“, d. h. eine ständige theologische Expertenkommission, nicht mehr einfach der Oberkirchenrat, hat zu entscheiden, ob „Irrlehre“ vorliege und der angefochtene Pfarrer länger im Dienste der Landeskirche bleiben könne. Aber die Hauptsache, die Absetzung wegen Irrlehre, ist festgehalten worden.

Nun soll der Kölner Pfarrer Karl Fatho der erste werden, gegen den dieses neue Verfahren Anwendung findet; er ist vom Oberkirchenrat aufgefordert worden, sich über einige Punkte seiner „Lehre“ zu erklären und es ist wahrscheinlich — noch nicht ganz sicher — daß die Angelegenheit dem Spruchkollegium überwiesen wird. Warum gerade Fatho aus der großen Zahl liberaler Pfarrer herausgegriffen wurde, ist nicht ersichtlich. Er hat nun auf die Anfrage geantwortet und offen, ohne drum herum zu reden, seinen Standpunkt dargelegt.

Dieser Standpunkt deckt sich keineswegs mit dem unsrigen. Fathos Denkweise bewegt sich stark in den Bahnen des Pantheismus. Wir glauben weder, daß sie den Tatsachen des religiösen Lebens gerecht werde, noch daß sie uns aus den Nöten unserer gegenwärtigen religiösen Situation den rechten Ausweg weise. Wir glauben auch, daß mit dieser theologischen Verschiedenheit allerlei Unterschiede des religiösen Empfindens Hand in Hand gehen. Doch wollen wir uns darüber nicht verbreiten. Unsere Leser interessiert es nicht, welche Ansichten ein mehr zufällig zu Berühmtheit gelangter Mann vertritt und worin wir nicht mit ihm einverstanden sind. Es kommt uns auf etwas Anderes an.

Wir haben unsere Nichtübereinstimmung mit Fatho deshalb betont, weil wir uns damit vor dem Verdachte schützen, daß uns per-